

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 25

Artikel: Ludwig Richter
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640319>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

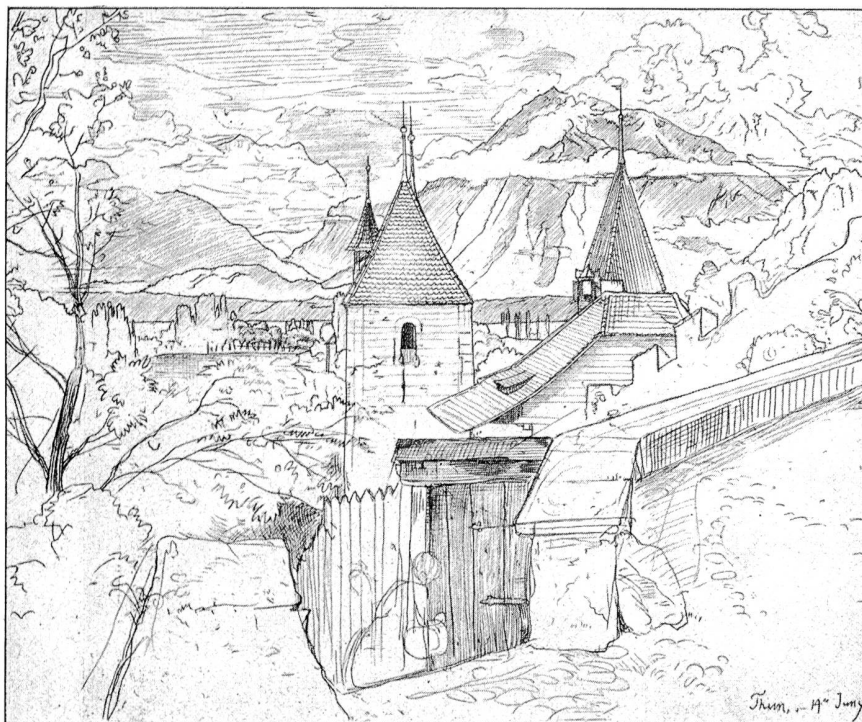
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gustav Keller, Thun, fecit 1933.

Nach Ludwig Richter, 1826.

Ausblick von der Burgstrasse über das Lauitor hinweg zu den Alpen.

Ludwig Richter.

Zum 50. Todestag, 19. Juni 1934.

An seinem 80. Geburtstage schrieb der gemütvollste Künstler: „Kam meine Kunst auch nicht unter Lilien und Rosen auf den Gipfel des Parnass, so blüht sie doch auf demselben Pfade an den Wegen und Hängen, an den Heiden und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, die Kindlein machten sich Sträuße und Kränze davon, und der einsame Naturfreund erquidete sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel aufstieg.“ Und ähnlich urteilte ein bedeutender Kunsthistoriker: „Richter hat keine gewaltigen Werke geschaffen. Die Zeugnisse seiner schöpferischen Tätigkeit sind in vielen hundert Blättern zerstreut erhalten, den bescheidenen Begleitern unserer Volkslieder und Märchen, unserer klassischen Dichtungen, unserer Gebete. Er sprach in ihnen aber stets zur Seele unseres Volkes, er traf in ihnen den reinen Herzenston. Vor vielen anderen Künstlern dürfen wir daher Ludwig Richter als den volkstümlichsten rühmen.“ Damit ist die Bedeutung Richters in der Kunstgeschichte bereits scharf umrissen. Auf dem Gebiete der großen Kunst, des Ölgemäldes, haben ihn viele weit überflügelt. Wenige haben seine Größe in der einfachen, schlichten Darstellung des deutschen Volkslebens erreicht. Cornelius beherrschte damals, als Richter seine ureigene Kunst aufbaute, mit seiner Kunstschule die deutsche Gedankenwelt. Das große Volk verstand ihn nicht. Aber Richters feine poesievollen Darstellungen aus dem deutschen Volksleben verstand auch der kleine Mann. Seine Holzschnitte, Zeichnungen, Radierungen sind von einem tiefen Ernst, von Herzenswärme, starker Gemütskraft, schlichter Natürlichkeit, von einem sicheren Blick für das Charakteristische und Typische getragen, verraten den herzensguten Menschen mit einem tiefen Innenleben. So konnte er das Genie der deutschen Dichtung werden. „Wer das Ohr auf diesen Waldboden niederlegt, der vernimmt das mächtige Rauschen einer verborgenen Quelle, den Herzschatz des deutschen Volkes“,

meinte er einmal. In dichterischer Klarheit schildert der Künstler das einfache, reine Familienleben. Schon die erker- und geschmückten Häuser, die verschwiegene Reblauben, atmen in ihrem Äußeren eine wohlthuende Ruhe und Heimeligkeit, zu der man sich sofort hingezogen fühlt. Sie wecken freudigen Widerhall, innige Anteilnahme.

Ludwig Richter erblickte am 28. September 1803 in Dresden das Licht der Welt, erbte von seinem Vater das große zeichnerische Talent, das sich schon in frühester Jugend Bahn brach. Die Dresdener Kunstakademie mit ihrer gelehrten Geschmacklosigkeit konnte ihm wenig bieten. Im Jahre 1820 nahm ihn der russische Fürst Narischkin auf eine siebenmonatige Reise durch Deutschland und Frankreich mit. Er hatte die wichtigsten Punkte, die berührt wurden, in ein Album zu zeichnen, das der fürstliche Auftraggeber der russischen Zarin schenken wollte. Mit viel Verständnis und Können ist er seiner Aufgabe nachgekommen. Ein Freund seines Vaters schickte ihn zur weiteren Ausbildung nach Rom, wo er dreieinhalb Jahre verblieb. Auf dem Rückweg lernte er die Schweiz kennen. Er kam, von einem kleinen, schwarzen Hündchen begleitet, über Simplon und Gemmi im Juni 1826 nach

Thun. Von seinem Thuner Aufenthalt erzählen vier Zeichnungen, die Dr. Hans Gustav Keller im Jahresbericht 1933 des Historischen Museums Thun eingehend besprochen hat. Einmal zeichnete Richter den Ausblick von der Burgstrasse über das Lauitor hinweg zu den Alpen, an einem Sonntag verfertigte er eine echt sonntägliche Zeichnung über liebevoll gemalte Blumen und Sträucher hinweg auf Wiesen und Blümlisalp. Vom Jakobshübeli aus wurde das 1826 noch kleine Seestädtchen mit sicheren Strichen zu Papier gebracht. So ganz gerecht wurde Richter seiner Aufgabe allerdings nicht. Dr. Keller schreibt richtig, daß die Gebirgszeichnungen eine eigentümliche Starrheit haben, der sich der Künstler durchaus bewußt war, was man aus seinen Worten erkennt: „So prachtvoll und großartig die Natur hier war und obgleich ich so manches aufs Papier brachte, so wußte ich sie doch nicht recht künstlerisch zu erfassen und kam über das Prospektartige nicht hinaus.“

Zurückgekehrt wurde Richter Zeichnungslehrer in Meissen, 1836, nach Eingang der Zeichnungsschule, Professor der Dresdener Kunstakademie. In der Zwischenzeit malte und zeichnete er nach Herzenslust. Er hatte für einige Verleger hauptsächlich Buchillustrationen zu liefern. Stahlstich und Kupferstich, wie sie damals gebräuchlich waren, bewährten sich nicht. Da forderte ihn der Verleger Georg Wigand auf, den Holzschnitt zu wählen. Und dieser feierte nun unter Richter so recht eigentlich seine Wiedererstehung. Unterstützt von einigen tüchtigen Holzschnitzern illustrierte unser Mann nun die Volksbücher von Marbach, Düllers deutsche Geschichte, den „Vandprediger“ von Wakefield, Müllers „Volksmärchen“, eine Ausgabe von Studentenliedern, Volkslieder, zahlreiche Jugendschriften, Campes „Robinson“, Becksteins „Märchenbuch“, Schillers „Lied von der Glocke“, das „Vaterunser“ u. Interessant ist es, Vergleiche zwischen späteren und früheren Zeichnungen anzustellen. Hielt sich Richter zuerst slavisch an den Text, den er illustrieren mußte, so machte er sich später vollständig frei, ließ sich nur von der malerischen Brauchbarkeit und Anschaulichkeit des Sujets leiten, gab seinen Bildern die feine Würze des Humors, einen edlen Schönheitssinn und poetische Emp-

findung. Es ist erstaunlich, wie fortwährend sich neue Ideen einstellten, immer entzückend ausgedacht.

Ludwig Richter, in späteren Jahren durch ein Augenleiden in seinem künstlerischen Schaffen stark behindert, starb am 19. Juni 1884. Ernst Rietschel hat ihm mit Meisterhand ein Denkmal geschaffen. Ein Richter-Zimmer im Stadtmuseum zu Dresden läßt eine frohe Feierstunde erleben. Wichtiger aber ist die Tatsache: Das Volk hat seinen Liebling nicht vergessen! -g-

Die zwei Zeichnungen Ludwig Richters

vom Lavator in Thun und vom Niesen verdanken wir der Freundlichkeit des Thuner Museums-konservators Gustav Keller, der es sich zur Aufgabe macht, alte Bilder durch seine Zeichenkunst wieder aufleben zu lassen, womit er eine schöne kulturelle, historisch wertvolle Aufgabe erfüllt.

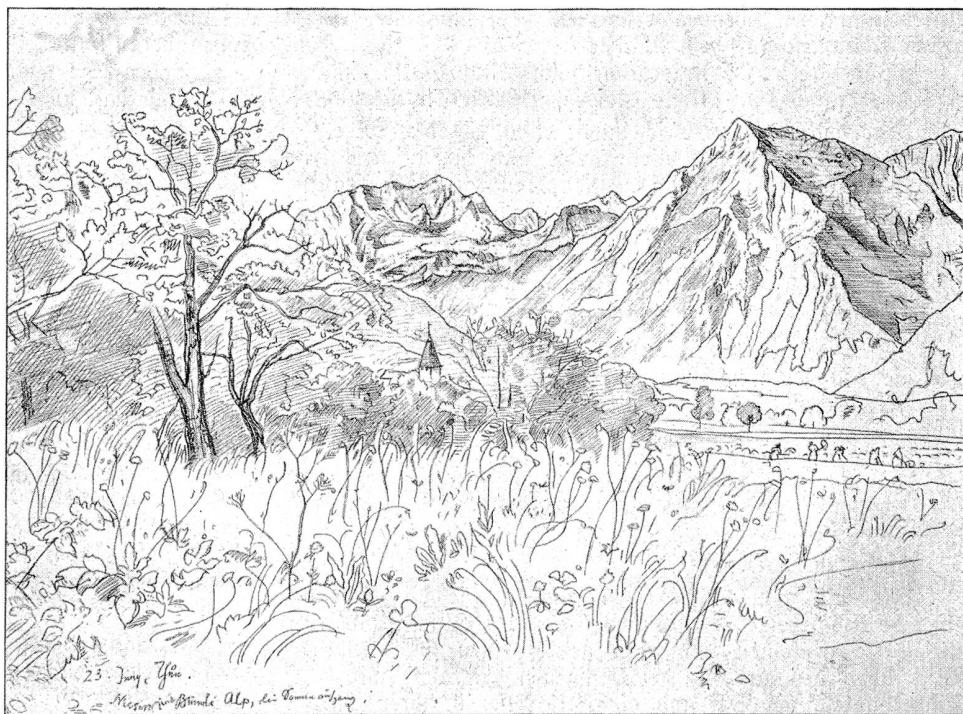
Herr Keller hat in Erfahrung gebracht, daß sich im staatlichen Kupferstichkabinett in Dresden Zeichnungen und Bilder Ludwig Richters von Thun und Umgebung befinden, und nach vielen Bemühungen hat er es erreicht, daß ihm diese zur Nachzeichnung übermittelt worden sind. Vier davon hat er nun in einer Druckschrift als Anhang zum Jahresbericht 1933 des Historischen Museums Thun abgebildet, die als Sonderdruck im Buchhandel erhältlich ist. Sein Sohn, Dr. Hans Gustav Keller, hat zu diesen vier Federzeichnungen einen interessanten Text geschrieben, der dem Leser den Maler und Zeichner Ludwig Richter auch als Mensch und Künstler näher bringt. Als der junge Künstler 1826 nach einem dreijährigen Aufenthalt in Rom seiner deutschen Heimat zuwanderte, hielt er sich einige Tage in Thun auf und schuf hier als Dreißundzwanzigjähriger diese tagebuchartig festgehaltenen Handzeichnungen und Skizzen. In Rom war Richter durch Joseph Anton Koch, den Vater der heroischen Landschaft, in die Kunst der neuen Landschaftsmalerei eingeführt worden, hatte sich dann aber dem ihm innerlich verwandteren Julius Schnorr von Carolsfeld angeschlossen, in dessen feinen und kristallklaren Schöpfungen sich der ganze Zauber der deutsch-römischen, vom Geist religiöser Tiefe durchdrungenen frühromantischen Malerei entfaltete.

Am 14. Juni 1826 entstand als seine erste Zeichnung von Thun ein Ausblick von der Burgstraße über das Lavator hinweg zu den Alpen. 14 Tage später bei einem zweiten Thuner Aufenthalt entstanden die drei andern Bilder. Richters Zeichnungen seiner Thuner Tage bieten einen bescheidenen Beitrag zu dem Thema: Die Alpen in der Kunst. Ludwig Richter ist durch Veranlagung und Weltanschauung zum Genie der deutschen Idylle geworden; in den Thuner Zeichnungen enthüllen sich die zarte Natur und der tiefe Glaube des jungen Mannes in der stillen, ruhigen, ehrlichen und anspruchslosen Auffassung und Wiedergabe der Gegenstände und Dinge.

-n.

Sentenz.

Das einfach Schöne soll der Kenner schätzen;
Verziertes aber spricht der Menge zu. Goethe.



Gustav Keller, Thun, fecit 1933.

Nach Ludwig Richter, 1826.

Aussicht über Blumen und Sträucher auf Niesen und Blümlisalp.

Das Tenugui.

Von Franz Jung.

Raum hatten wir uns in dem kleinen Gasthof Zimmer geben lassen, als der Wirt fragte, ob wir baden wollten. — So ist das immer in Japan: Erst baden, dann essen. — Die Mädchen würden uns zum Baderaum führen.

„Nach japanischer Sitte erwartet man von uns, daß wir alle zusammen baden“, erklärte ich Lill und ihrem Gatten, „aber da Sie das doch nicht gewohnt sind, lasse ich Ihnen den Vortritt. Ich bade nachher.“

Lills Gatte ließ das nicht gelten. „Unsinn“, rief er, „im Lande der Japaner fügt man sich der japanischen Sitte.“ „Sie mögen recht haben“, gab ich zu, „aber — —“ und ich warf einen raschen Blick auf Lill, die unschlüssig stand.

„Sie werden doch nicht ausgerechnet im Bad gegen den Strom schwimmen!“ lachte Lills Gatte und „kommen Sie, kommen Sie!“ drängte er uns aus dem Zimmer.

Die Mädchen führten uns zum Baderaum und ließen uns eintreten. Der Dampf des heißen Wassers wogte wie ein warmer Nebel. Außer uns war niemand im Raum: ein reiner Zufall, denn in der japanischen Provinz badet immer noch alles zusammen.

Lill aber schien doch Hemmungen zu empfinden. „Es ist schließlich etwas ganz anderes, wenn man am Strand oder im Luftbad — —“

„Ach was“, rief der Gatte fröhlich, „hic Rhodus, hic salta!“

Und mit einem entschlossenen Ruck entkleidete sich Lill.

Die Mädchen, die übrigens ungeniert aus und ein gingen, uns den Rücken wuschen oder mit brühheißem Wasser übergossen, brachten uns Handtücher, die schmalen, langen, mit bunten Bildern bedruckten Tenugui, die als Badelappen und Handtuch zugleich dienten.

„Süßsch, nicht wahr?“ sagte ich, „jedes mit einem anderen Muster, jedes reizvoll und bunt. Da erzählte mir der Wirt eben eine Handtuchgeschichte von der Küste hier: